

Martin Steinhäuser\*

## „Veränderung ist möglich.“ Ein Interview über die ostdeutsche Religions- und Gemeindepädagogik vor, während und nach der Friedlichen Revolution

<https://doi.org/10.1515/zpt-2019-0003>

**Abstract:** This contribution presents a written interview with Prof. Dr. Martin Steinhäuser (Moritzburg) concerning developments in East German religious education in schools and congregations before, during, and after the Peaceful Revolution. The focal point consists in the personal-subjective recollections of the revolution from thirty years ago and the relationship to the newly established professorships in East German university faculties.

**Zusammenfassung:** Der Beitrag präsentiert ein schriftliches Interview mit Prof. Dr. Martin Steinhäuser (Moritzburg) über Entwicklungen in der ostdeutschen Religions- und Gemeindepädagogik vor, während und nach der Friedlichen Revolution. Im Zentrum stehen die persönlich-subjektiven Erinnerungen an den Umbruch vor 30 Jahren und das Verhältnis zu den neu etablierten Professuren für Religionspädagogik an den ostdeutschen Fakultäten.

**Keywords:** Peaceful Revolution, theological education in the GDR, Religious Education in Schools and Congregations

**Stichworte:** Friedliche Revolution, theologische Ausbildung in der DDR, Religions- und Gemeindepädagogik

Dieses Interview soll einen persönlich-subjektiven, einen narrativen Zugang zum Thema dieses Heftes bieten. Ich erzähle also von mir. Es geht nicht um wissenschaftlich abgewogene Aussagen. Die Einladung zu diesem Interview berührt mich. Ich bin jetzt 57 Jahre alt und merke wieder einmal, wie wenig „fertig“ ich mich fühle mit der Verarbeitung des großen gesellschaftlichen Umbruchs vor 30 Jahren. Religion und Kirche sind auf so vielfältige Weise mit meiner Biografie

---

\*Kontakt: Prof. Dr. Martin Steinhäuser, Evangelische Hochschule Moritzburg,  
E-Mail: [steinhaeuser@eh-moritzburg.de](mailto:steinhaeuser@eh-moritzburg.de).

in diesen Entwicklungen verflochten! Immer wieder setzen sich meine Erlebnisse und Begegnungen zu neuen Bildern zusammen.

*I: Wenn Sie als Gemeindepädagoge an die Umbruchszeit 1989/90 zurückdenken, was sind Ihre prägenden Erinnerungen?*

MS: Meine vielen „prägenden Erinnerungen“ an die Umbruchszeit 1989/90 fasse ich, vor allem zum Herbst '89, in drei Worten zusammen: „Veränderung ist möglich.“ Kirche kann bei den Menschen sein, und die Leute lassen sich drauf ein. Tatsächlich. Man merkt was davon auf der Straße. Ein verhasstes Regime aus Betonköpfen und Machtmissbrauchern kann wirklich und wahrhaftig ins Wanken geraten, wenn es tausende Menschen wagen, zu protestieren. Bei der Demo am 9. Oktober 1989 traf ich meine Englischlehrerin aus der Volkshochschule. Sie hatte uns im Unterricht immer genötigt, Texte aus der SED-Tageszeitung ins Englische zu übersetzen. Ich sah die Kerze in ihrer Hand, wie bei den meisten anderen. Vielleicht hat sie mein Erstaunen gespürt, jedenfalls sagte sie: „Ich komme jetzt so lange hierher, bis sich da oben was bewegt.“ Ich hatte das Gefühl, einen Menschen plötzlich von einer ganz anderen Seite zu sehen. Was vorher unmöglich schien, ereignete sich. Es blieb friedlich. Was für ein Privileg.

Zeitgleich guckten mein Vater und seine Frau in Eisenach Westfernsehen und rangen die Hände vor Angst. Denn der Sohn seiner zweiten Frau, also mein Stiefbruder, absolvierte zur gleichen Zeit seinen Grundwehrdienst bei der sog. „Bereitschaftspolizei“. Er wurde mit seiner Truppe nach Leipzig kommandiert. Die Offiziere drückten den jungen Männern Schilde und Schlagstöcke in die Hand, einsatzbereit aufgestellt in den Leipziger Nebenstraßen des Innenstadtrings. Mein Halbbruder sagte: „Ich bin konfirmiert. Leute, die aus Kirchen kommen, schlage ich nicht!“ Daraufhin stellte ihn sein Offizier in eine der hinteren Reihen. Ohne es zu wissen, sind wir beide um Haaresbreite einer Konfrontation entgangen. Heute, 30 Jahre später, sind meine eigenen Söhne 23 und 28 Jahre alt. Ich gestehe, dass es mich emotional überfordert, mir vorzustellen, wie es mir in einer vergleichbaren Elternsituation gehen würde.

Noch einmal, nur einmal kehrte das starke Gefühl jener Wochen bei mir wieder: Als ich zum 20. Jahrestag, am 9. Oktober 2009 auf den Platz vor der Oper ging, waren da 150.000 Menschen. Auch wenn diesmal nichts verändert werden sollte: So viele waren gekommen! Wieder die Kerzen. Manche mit Tränen in den Augen, weil sie wussten, dass sie ein Wunder miterlebt hatten, damals. Diesmal hatten die Eltern ihre Kinder auf den Schultern. Die waren damals noch nicht geboren, doch heute sollten sie wissen, was ihre Eltern als das wichtigste politische Ereignis ihres Lebens zu begreifen gelernt hatten.

Weniger erhebend, aber ebenfalls „prägend“ war die Ernüchterung wenige Wochen später. Die meisten meiner MitleipzigerInnen wollten keinen „dritten Weg“. Sie wollten die Wiedervereinigung und Anteil am Wohlstand, so rasch wie möglich. Aus „Wir sind das Volk!“ wurde „Wir sind *ein* Volk!“ Und nach dem Fall der Mauer skandierten die Leute: „Kommt die D-Mark, bleiben wir. Kommt sie nicht, geh'n wir zu ihr!“ Ich empfand die politische und wirtschaftliche Dynamik jener Wochen und Monate als überaus druckvoll, gesteuert von extrem widersprüchlichen Interessen. Ich bedauere bis heute, dass es weder in den Regierungen noch auf der Straße Mehrheiten für die Frage nach einem alternativen gesellschaftlichen Modell gab. Ich kann die Leute verstehen, die die Nase gestrichen voll hatten von volkswirtschaftlichen Utopien. Aber ich war auch sehr skeptisch, ob es das Wirtschaftssystem bundesdeutscher Prägung erlauben würde, den Werten des konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, für die mein Herz schlug, eine politische Gestalt zu geben. Starke Impulse in diese Richtung, etwa vom Magdeburger Bischof Christoph Demke oder vom Dresdner Superintendenten Christof Ziemer, wurden binnen kürzester Zeit überrollt oder parteipolitisch weichgespült.

*I: Sie haben ab 1981 in Leipzig und Berlin Theologie studiert. Das Wendejahr 1989 fällt mit Ihrem Vikariatsbeginn zusammen: Wie haben Sie die theologische Ausbildung in der späten DDR erlebt?*

MS: Das Studium am Theologischen Seminar in Leipzig (ThSL)<sup>1</sup> bot mir, was ich am meisten brauchte: Humanistische Bildung von Grund auf und Freiraum zum Querdenken. Eigentlich wollte ich ja Philosophie studieren, oder wenigstens Geschichte. Aber diese Fächer gab es nur in der marxistisch-leninistischen Variante. Auch war ich Pfarrerskind, hatte kein Abitur und mich bei der Musterung als Bausoldat registrieren lassen. Ganz schlechte Karten beim Staat also. Aber die Kirchen betrieben ja drei theologische Hochschulen auf Universitätsniveau, mit einer gewissen Verheißung auf Freiheit des kritischen Denkens.

*I: Wer hat Sie besonders beeinflusst?*

MS: In Leipzig waren das Dozenten wie der Praktische Theologe Jürgen Ziemer, der Kirchengeschichtler und Philosophiedozent Ernst Koch oder der Neutesta-

---

<sup>1</sup> Vgl. Wolfgang Ratzmann/Thomas A. Seidel (Hg.), *Eine Insel im roten Meer. Erinnerungen an das Theologische Seminar Leipzig*, Leipzig (EVA) 2017; Werner Vogler, in Verbindung mit Hans Seidel und Ulrich Kühn (Hg.), *Vier Jahrzehnte kirchlich-theologische Ausbildung in Leipzig. Das Theologische Seminar/Die Kirchliche Hochschule Leipzig*. Leipzig (EVA) 1993.

mentler Christoph Kähler, die mir Wege zu einem kontextualisierten, biografisch und gesellschaftlich geerdeten Theologieverständnis eröffneten. Zum Beispiel: Als die Friedensbewegung auch das ThSL erfasste (gegen NATO-Doppelbeschluss und russische SS 20-Raketen), wurde 1984 eine interdisziplinäre Lehrveranstaltung zum Thema „Frieden“ angeboten. Außerdem gab es Freiräume für rebellische Initiativen und Projekte. Manche wissenschaftliche Arbeiten setzten sich kritisch mit Gesellschaft und Kirche auseinander. Wenn ich diese Dinge notiere, merke ich, wie normal sie heute für eine theologische Hochschule sind. Aber für DDR-Verhältnisse war das eben etwas ganz Besonderes, etwas Mutiges! Als nach der Wende den kirchlichen Hochschulen in der DDR gelegentlich „Binnenkirchlichkeit“ vorgehalten wurde, fand ich immer, dass das mehr über den sagt, der spricht, als über die Sache, die zur Diskussion steht.

*I: Und dann zur Katechetik – wie sehen da die Inneneinsichten aus Ihrer Studienzeit aus?*

MS: Am ThSL gehörte ein „katechetisches Seminar“ zum Pflichtprogramm. Ich absolvierte es 1985, bei dem Lehrbeauftragten Lothar Siebert. Was dieser Katechet den Kindern seiner drei Kirchgemeinden als Ferienprogramm anbot, ist gut geeignet, um die gemeindepädagogische Ausweitung des Begriffs „Katechetik“ unter DDR-Bedingungen aufzuzeigen. Man muss sich klarmachen, dass das System „Volksbildung“ unter Margot Honecker den Begriff „Pädagogik“ rigoros für sich beanspruchte. Man muss also hinter die Fassade der Begriffe schauen. Es ging Siebert nicht um Unterricht und erst recht nicht um Memorieren. Es ging ihm um eine sozialpsychologisch fundierte Begleitung von Kindern in all ihren, oft genug schwierigen, Lebensumständen, um das Inanspruchnehmen biblischer Stoffe im Dienste der Lebensbewältigung. Mich faszinierte diese pädagogische Erneuerung innerhalb des Modells Christenlehre – nicht zuletzt im Vergleich mit dem, was ich selbst als Christenlehre-Kind 1967–1973 durchlaufen und was ich als ziemlich weltfremd und maßregelnd empfunden hatte.

Daran konnte ich im Vikariat anknüpfen. Es begann 1989 mit einem sechsmonatigen „Katechetikum“ in Wurzen. Die geregelte Vikars-Ausbildung in Christenlehre, Konfirmandenunterricht, Junge Gemeinde, Familiengottesdiensten und Rüstzeiten musste oft genug den tagesaktuellen Ereignissen Platz machen. Friedensgebete waren zu organisieren. Die Konsultation zur Reflexion unserer katechetischen Ausbildung am 10.11.1989 brachen wir einfach ab, weil im Fernsehen die Bilder von der Maueröffnung liefen. Ende November 1989 rotteten wir Vikare uns während einer Kursdekade im Predigerseminar Eisenach zusammen und nötigten der Leitung einen freien Nachmittag ab, um an die Grenze zu fahren, den Zaun anzufassen, die Linie zu überschreiten, still zu werden am Todesstrei-

fen. Trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen – war mein Katechetikum intensiv, prägend, von starker Präsenz im Miteinander mit Kindern, Jugendlichen und Familien. Wir waren unterwegs miteinander, und zwar so richtig.

*I: Ab 1992 wirkten Sie als Assistent an der Theologischen Fakultät Leipzig. Dort wurde ein Institut für Religionspädagogik neu begründet und Helmut Hanisch aus Baden-Württemberg berufen. Bis heute wird diskutiert, wie die Zusammenführung der katechetischen Tradition der DDR mit dem aus der Bundesrepublik „importierten“ Modell der Religionslehrkraftbildung zu bewerten ist. Handelte es sich um eine „Übernahme“ oder eine letztlich fruchtbare Synthese? Was ist Ihre Einschätzung?*

MS: Weder noch. Es gab keine solche Zusammenführung, weder theoretisch noch praktisch. Wovon man erzählen kann, sind gelegentliche personelle, strukturelle oder religionsdidaktische Überschneidungen. Die Situation war spannungsvoll und manchmal auch grotesk. Kirchliche Mitarbeiter protestierten, teilweise sogar öffentlich, gegen die Wiedereinführung des RU. Der Staat wollte das Fach, doch die Landessynoden mussten erstmal intern mit zwei Missverständnissen kämpfen: a) wir bleiben bei dem, was unser Auftrag ist: Verkündigung und b) wir waren mit Christenlehre sowieso überlastet – wie schön, dass wir das jetzt an die Schule abgeben können. Wichtige Fragen drohten, über dem Tempo und der Art und Weise der Einführung des RU übersprungen zu werden. Was würde dann aus der Christenlehre werden? Nahezu alle ostdeutschen Kirchenleitungen veröffentlichten zwischen 1992 und 1994 Grundsatzpapiere zur unaufgebbaren Wertschätzung der gemeindlichen Arbeit mit Kindern – ein untrügliches Indiz für den enormen Verständigungsbedarf und die große Sorge. In der Umbruchszeit luden manche staatliche Lehrerkollegien, gewohnheitsmäßig autoritätsorientiert und pflichtbewusst, den nächsterreichbaren Professor für Praktische Theologie ein, um sich erklären zu lassen, wie das nun geht mit diesem neuen Fach. Viele christliche Eltern schickten ihre Kinder bewusst in Ethik, weil „die Glaubensbildung“ in der gemeindlichen Christenlehre viel besser aufgehoben sei. Die ostdeutschen Beiträge im Sammelband von Rothgangel und Schröder beschreiben in aller Deutlichkeit, mit welchen Aporien der Aufbau des Religionsunterrichtes zu kämpfen hatte und welche differenzierte Lösungsversuche es gab, bis hin zum strittigen Fach LER in Brandenburg.<sup>2</sup> Man darf nicht vergessen, dass es im Zuge der Auflösung des Bundes der Evangelischen Kirche in der DDR (BEK) in die EKD

---

<sup>2</sup> Vgl. Martin Rothgangel/Bernd Schröder (Hg.), *Evangelischer Religionsunterricht in den Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Empirische Daten – Kontexte – Entwicklungen*. Leipzig (EVA) 2009, sowie Raimund Hoenens Beitrag in diesem Heft.

hinein auch andere Themen gab, die inner- wie außerkirchlich äußerst umstritten waren, wie etwa die Übernahme des Militärseelsorgevertrages oder die Einführung des Kirchensteuer-Einzuges über die Finanzämter. Parallel radierte die Treuhand, verloren Zehntausende ihre Arbeitsplätze. Der ganze Kontext war voller Ambivalenzen!

Akademischerseits war die Katechetik/Gemeindepädagogik im Rahmen der Praktischen Theologie organisiert, an der KHL und ab 1992 an der Leipziger Fakultät von Wolfgang Ratzmann vertreten. Ich war damals Assistent in der Praktischen Theologie bei Jürgen Ziemer mit Schwerpunkt Homiletik und Seelsorge. Für die Religionspädagogik wurde 1992 ein eigenes Institut gegründet. Helmut Hanisch konzentrierte sich ganz auf den Aufbau des Schulfaches. Wir hatten eine Praktisch-Theologische Sozietät, die sich monatlich zu aktuellen Fachthemen austauschte. Wir versuchten, die öffentliche Diskussion zum Religionsunterricht in unserer Sozietät nachzuvollziehen, doch ich gewann den Eindruck, dass Hanisch die wesentlichen Fragen mit Art. 7,3 des Grundgesetzes beantwortet sah. Ganz zweifellos erwarb er sich hohe Verdienste um die Einführung des Faches, auch in der Fortbildung mit Katecheten-Konventen. Doch an einem pädagogisch-fachlichen Dialog mit dem gemeindlichen Bildungshandeln schien er nicht wirklich interessiert, er blieb den Treffen unserer Sozietät dann auch weitgehend fern. Ich hatte nicht das Gefühl, dass das Unternehmen „Christenlehre“ mit seinen pädagogischen und didaktischen Entwicklungen seit den 1970er Jahren gesonderte Aufmerksamkeit bei ihm fand.<sup>3</sup> Auch an anderen theologischen Fakultäten wurden Institute bzw. Lehrstühle mit westdeutschen Kollegen besetzt (Klaus Petzoldt 1992–2002 in Jena, Christian Grethlein 1992–1997 in Halle) – man mühte sich um Verständigung, doch Skepsis und Befürchtungen blieben. Von einem dieser Kollegen ist der Ausspruch überliefert, dass man sich erst mal zehn Jahre lang überhaupt nicht zur Christenlehre äußern sollte, bevor man weiter diskutiert. Eine Ausnahme bildete Roland Biewald in der Religionslehrkraft-Ausbildung an der TU Dresden (ab 1993), der zuvor Dozent bzw. Professor für Praktische Theologie/Katechetik am Katechetischen Oberseminar (1991–1993 Kirchliche Hochschule) Naumburg gewesen war. Auch zeigen die Beiträge von Michael Wermke<sup>4</sup> und Michael Domszen<sup>5</sup> im o. g. Sammelwerk, dass in der nächsten Generation der mitteldeutschen Religionspädagogik-Professoren inzwischen ein Bewusstsein

---

<sup>3</sup> Vgl. Helmut Hanisch, Religion unterrichten im Freistaat Sachsen. In: Rothgangel/Schröder, Evangelischer Religionsunterricht, 327–345.

<sup>4</sup> Michael Wermke, Religion unterrichten in Thüringen. In: Rothgangel/Schröder, Evangelischer Religionsunterricht, 361–378.

<sup>5</sup> Michael Domszen, Religion unterrichten in Sachsen-Anhalt. In: Rothgangel/Schröder, Evangelischer Religionsunterricht, 297–326.

für konzeptionellen Verständigungsbedarf zwischen gemeindlichem und schulischem religiösen Bildungshandeln gewachsen ist. Immerhin.

In den damaligen Diskussionen wurden Menschen gekränkt. Kirchliche Mitarbeiter fühlten ihre Arbeit nicht genug wertgeschätzt, im Gegenteil: Sie sahen sich „von oben“ in die Schule gezwungen, jenen Ort, der ihnen und ihren Kindern so viele weltanschauliche Repression eingebracht hatte, den sie als kirchliche Mitarbeiter noch nicht einmal betreten durften zu DDR-Zeiten. Und im Gegenzug würde vielleicht das „überflüssig“, was sie selbst konzeptionell mitentwickelt hatten? Für eine „fruchtbare Synthese“ schien die Situation, von Einzelfällen in der Praxis abgesehen, zu divergent.

Für die Zukunft finde ich die Überlegung von Michael Domsgen aus Halle weiterführend, der 2009 vorschlug, Religionspädagogik in einem systemischen Verhältnis der Lernorte Familie – Gemeinde und Schule zu verstehen, zu denken vom lernenden Subjekt im gesellschaftlichen Kontext her.<sup>6</sup> So wird die vielbeschworene Subjektorientierung strukturell aufgegriffen, Eigentümlichkeiten der Handlungsfelder bleiben gewahrt. Aber entscheidend wird sein, ob es für eine solche Idee auch eine konzeptionelle Umsetzung mit praktische Entsprechungen bei den Kolleginnen und Kollegen vor Ort gibt.

*I: Viele diskursprägende Akteurinnen und Akteure im gemeindepädagogischen Diskurs der Gegenwart haben einen ostdeutschen Hintergrund. Inwiefern erscheint Ihnen die These plausibel, dass das „Erbe“ der katechetischen Tradition des Ostens vor allem in der Gemeindepädagogik weiterwirkt?*

MS: Wo sonst? In der Schulpädagogik jedenfalls habe ich den Eindruck, dass allein die Erwähnung des Wortes „Katechetik“ (im Westen bis auf wenige Ausnahmen wie Christoph Bizer oder Ingrid Schoberth) meist wie ein rotes Tuch wirkt: die Stiere senken die Hörner und nehmen Anlauf. Auch in der ostdeutschen Gemeindepädagogik sehe ich keine einheitliche Linie im Sinne der aufgestellten These. Jürgen Henkys als einer der Vordenker bezeichnete die Gemeindepädagogik als „recht verstandene Katechetik“, weil er ein modernisiertes Verständnis von „Gesamtkatechumenat“ beanspruchte, und zwar in aufmerksamer Rezeption westdeutscher religionspädagogischer Argumentationsschübe (z. B. hermeneutischer versus problemorientierter RU, lebenslanges Lernen etc.). Didaktisch bildete sich das in einem neu konzipierten „Rahmenplan für die kirchliche Arbeit mit Kindern und Jugendlichen (Konfirmanden)“ 1977/78 ab. Andere Nestoren wie

---

<sup>6</sup> Vgl. Michael Domsgen (Hg.), *Religionspädagogik in systemischer Perspektive. Chancen und Grenzen*. Leipzig (EVA) 2009.

Roland Degen und Peter Schicketanz argumentierten darüber hinaus für das kirchenreformerische Potenzial der Gemeindepädagogik, das in der DDR seit 1974 („Kirche als Lerngemeinschaft“) benannt war und auch von westdeutschen Kollegen wie Karl Foitzik, Wolf-Eckart Failing oder Gottfried Butler prominent vertreten wurde.

Es lohnt sich aber auch, daran zu erinnern, dass die Erfindung des Begriffs Gemeindepädagogik im Osten (Eva Hessler, 1974 – im Westen etwa gleichzeitig Enno Rosenboom) bei den vorhandenen katechetischen Ausbildungsstätten in der DDR eben *nicht* zu einer konzeptionellen Reform führte. Es musste ein neues Institut gegründet werden (1979: Gemeindepädagogische Ausbildungsstätte Potsdam), deren Absolventen sich als Vorreiter eines neuen Miteinanders der kirchlichen Berufe verstanden und *nicht* als Fortführer einer katechetischen Tradition – darin gar nicht so unähnlich den Anfang/Mitte der 70er Jahre gegründeten gemeindepädagogischen Fachbereichen an den westdeutschen Fachhochschulen.

Wiederum muss aber auch klar gesehen werden: Bis heute lebt die gemeindepädagogische Praxis im Osten von traditionellen, von der Elterngeneration gestützten Handlungsformen wie Christenlehre oder Junge Gemeinde, die es so im Westen weder gegeben hat noch gibt. Trotz Geburtenknick, Religionsunterricht und Pluralisierung der Freizeitangebote bilden diese Formate das Rückgrat einer Gemeindepädagogik, die über eine vergleichsweise gut ausgebaute Struktur von Hauptamtlichkeit verfügt. Die diesbezüglichen Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland hat zuletzt die Bildungsberichterstattung über gottesdienstliche Angebote mit Kindern verdeutlicht.<sup>7</sup> Mir begegnet das auch in meinen Lehrveranstaltungen: Jahr für Jahr haben die ost- und westdeutschen Studierenden in der Vorlesung „Grundfragen der Gemeindepädagogik“ erheblich mit wechselseitigen Irritationen zu tun, was die mitgebrachten gemeindepädagogischen Praxen betrifft.

*I: Im Jahr vor der Wende traten Sie ein Stipendium an der Irish School of Ecumenics in Dublin an und sind heute einer der international führenden Vertreter des Godly Play-Ansatzes. Welchen Platz hat der ökumenische und internationale Austausch in Ihrem persönlichen Rückblick auf „30 Jahre Friedliche Revolution“?*

MS: Die Erfahrungen, die ich in diesem Austausch sammeln durfte, waren mir sehr wichtig, schon damals. Sie bestärkten mich im Durchhalten trotz des deprimierenden Reiseverbotes gen Westen und gegen die ideologische Einseitigkeit im

---

<sup>7</sup> Comenius-Institut (Hg.), *Gottesdienstliche Angebote mit Kindern. Empirische Befunde und Perspektiven* (Evangelische Bildungsberichterstattung 1). Münster u. a. (Waxmann) 2018.

Staat. Sie brachten Horizonterweiterung, Wissen, sprachliche Kompetenzen und Netzwerke mit sich. Einige Beispiele: Als Theologiestudent hatte ich das Glück, zu einer privat organisierten Ost-West-Initiative zu stoßen, wo sich etwa 25 katholische und evangelische Christen dreimal im Jahr trafen – erst mit Tagesvisa in Ostberlin, dann mit Einreisevisa in Leipzig. Dort hörte ich das erste Mal von John Galtungs Konzept der Konfliktlösung, von gewaltfreiem Widerstand und zivilem Ungehorsam. Dort lernte ich Schulz von Thuns Kommunikationstheorie kennen. Dem Nestor dieser Gruppe, Ewald Breuer aus Kerpen-Buir, gebührt ein ehrendes Andenken! Außerdem durfte ich an Seminaren für ökumenisches Englisch teilnehmen, die Herlind Kasner im Auftrag des BEK mit Roger & Louise Williamson in Templin organisierte. Hinzu kamen ökumenische Begegnungen zwischen Theologiestudierenden, die z. B. im Theologischen Seminar der Siebenten-Tags-Adventisten in Friedensau stattfanden. Auch fand der GPIC-Prozess des ÖRK starken Widerhall im BEK. Alles das war *subversiv* zur offiziellen Politik der DDR!

1988/89 durfte ich, ganz große Ausnahme als DDR-Bürger, einen Master-Studiengang für ökumenische Theologie an der Irish School of Ecumenics in Dublin absolvieren. Am 30. September 1989 kehrte ich von dort nach Leipzig zurück, mitten in den Aufbruch hinein. Michael Vorster, Kommilitone aus Irland und methodistischer Pfarrer aus Durban/Südafrika, kam mit mir, auf Besuch in die DDR. Wenige Tage später, bei der Demo am 7. Oktober, wäre es beinahe zur gewaltsamen Konfrontation mit Sperrketten der Polizei gekommen. Michael hatte Erfahrung im Anti-Apartheid-Kampf in Südafrika. Blitzschnell zerterte er mich zwischen parkende Autos. Plötzlich hockten dort neben uns Reporter der BBC, die sich ebenfalls vor der Polizei versteckten und verzweifelt auf der Suche nach jemanden waren, der Englisch spricht und ihnen erklären kann, was gerade passiert.

Mir hat der ökumenische und internationale Austausch als junger Mensch unzensiertes Denken eröffnet und die Einübung von demokratischen Strukturen und Konsensbildung per Diskurs statt Verordnung ermöglicht. Es entstand bei mir, vielleicht mehr im Gefühl als in konkreter Aktion, ein Bewusstsein für die globale Dimension des Glaubens, für Gottes Shalom als Netzwerk unter Menschen über alle Schranken hinweg.

Zurück zum Anfang. Ich merke, wie wenig „fertig“ ich mich fühle mit der Verarbeitung des großen gesellschaftlichen Umbruchs vor 30 Jahren. Wie gesagt, Religion und Kirche sind auf so vielfältige Weise mit meiner Biografie in diesen Entwicklungen verflochten! Immer wieder setzen sich meine Erlebnisse und Begegnungen zu neuen Bildern zusammen. Ich finde, das ist Religionspädagogik *at its best*.

*Das Interview entstand Dezember 2018 im schriftlichen Austausch zwischen Martin Steinhäuser und Henrik Simojoki.*